

Überlegungen zu Erinnerungskultur und Geschichtspolitik im Rahmen der Vorstellung einer Broschüre¹ zu Persönlichkeiten in Berlin 1825-2006 der Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung bei der Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen

Von Christiane Leidinger

Input für die Sitzung des Koordinierungsgremium „Geschichte von Lesben, Schwulen und transgeschlechtlichen Menschen erforschen und dokumentieren“ im Rahmen der „Initiative Berlin tritt ein für Selbstbestimmung und Akzeptanz sexueller Vielfalt“ des Berliner Senats, 16.4.2015.

Der Beitrag wird zu einem Aufsatz ausgearbeitet. Die Autorin freut sich über Rückmeldungen.
Korrespondenzadresse: info@lesbengeschichte.org oder über www.christianeleidinger.de

Bevor ich in die konkreten Inhalte der Broschüre einsteige, ist es mir wichtig, eine Überlegung zu konturieren, die für mein Verständnis von Geschichtspolitik und für meine Kritik an Erinnerungskultur grundlegend ist.

Die Benennung von Straßen, Plätzen und öffentlichen Einrichtungen – und dazu dient die Broschüre – ist eine individualisierte Variante von Erinnerungskultur. Solche Benennungen sind sehr gut im Stadtbild präsent – nicht nur in der Bundesrepublik. Individualisiertes Erinnern, also Gedenken an Einzelpersonen, deren Leben und Werk, zumal wenn diese im Kontext von emanzipatorischen sozialen Bewegungen und Organisationen verortet sind, ist politisch ambivalent: Denn die politische Kraft von sozialen Bewegungen lebt von der Dialektik kollektiver und individueller Befreiung. Die Isolierung von Einzelnen aus der Bewegung – hier insbesondere der Frauen- und Homosexuellen- sowie der Sexualreformbewegung – untergräbt diesen spezifischen Aspekt. Individualisierenden Gedenkformen ist das Herausheben einerseits und das Vernachlässigen andererseits inhärent. Aber alleine ist nun mal keine soziale Bewegung zu machen. Der individualisiert verengte Blick auf soziale Bewegungen im Rahmen von Erinnerungskultur wird noch von einem anderen Aspekt verstärkt: Da nur selten Interviewmaterial oder einschlägige

¹ Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen, Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung (LADS) (Hrsg.): Persönlichkeiten in Berlin 1825-2006. Erinnerungen an Lesben, Schwule, Bisexuelle, trans- und intergeschlechtliche Menschen. Schriftenreihe der Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung. Fachbereich LSBTI, Nr. 30. Bearbeitet vom Schwulen Museum. AutorInnen: Jens Dobler, Christiane Leidinger und Andreas Pretzel. Berlin: Selbstverlag 2015. Download: <http://www.berlin.de/lb/ads/schwerpunkte/lsbti/materialien/schriftenreihe/>.

Ego-Dokumente von Protagonist*innen aus der frühen Homosexuellenbewegung vorliegen, wird die Auswahl derer, an die wir erinnern wollen, in der Regel an staatlicher Politikbeteiligung oder Publikationen festgemacht. Es sind aber vergleichsweise nur wenige Personen, die in oder für eine Bewegung Schriften verfassten. Durch den Wahrnehmungsfiter „Publikationstätigkeit“ geraten grundsätzlich Frauen (jenseits der Frauenbewegung) ins Hintertreffen. Das hat mit der geschlechterpolitischen Großwetterlage zu tun: Ich nenne exemplarisch nur vier Stichworte: Sexualitätstabu, außerdem das Studienverbot und das Politikverbot für Frauen bis 1908 sowie das Wahlrechtsverbot für Frauen bis 1918. Die durch Sexismus bedingte kürzere Tradition von Frauen für publizistische wie politische Betätigung, wird demnach mit einem erinnerungskulturellem Blick reproduziert, der sich vornehmlich auf Publikationen stützt, auch wenn das vielleicht gar nicht beabsichtigt ist. Darüber hinaus greift bzw. verstärkt sich bei personenbezogenem Gedenken, zumeist ein weiterer, nämlich klassistischer Ausschlussmechanismus: Es sind gesellschaftlich bedingt – wiederum exemplarisch genannt: Bildungszugang und andere Ressourcen wie Zeit – vergleichsweise selten Personen aus der Working Class oder Poverty Class, die schreibend hervortreten konnten. Entsprechend selten wird konkret ihrer gedacht. Das akademische Diktum „publish or perish“ hat offenkundig auch eine erinnerungskulturelle Komponente.

Bei meiner Auswahl von Personen für die Broschüre habe ich versucht, diesem Problem zumindest ein wenig entgegenzuarbeiten, indem ich in der Forschungsliteratur gezielt auch nach Hinweisen auf Frauen* suchte, die (vermutlich) nicht publiziert haben, jedoch in Homosexuellenorganisationen engagiert gewesen sind. 'Gefunden' habe ich in Jens Doblens Buch zu Friedrichshain-Kreuzberg zwei bzw. drei Frauen*, die als sogenannte kleine Angestellte arbeiteten, also zumindest nicht dem akademischen Bürgertum angehörten und vermutlich auch keine ebensolche soziale Herkunft aufwiesen: In der Broschüre stehen daher die Namen der Stenotypistin Erna Hiller, der Buchhalterin Aenne Weber sowie von Else Kohl, vermutlich Tochter einer Näherin. Alle drei waren im Vorstand des Bundes für Menschenrecht aktiv.

Erinnerungskultur in der Bundesrepublik ist nicht nur gegendert und klassisiert, sondern auch rassisiert. Deutsche Geschichtsaufarbeitung ist weiß geprägt, und es werden zumeist nur Weiße Personen erinnert. Ich schlage daher in der Broschüre die afro-karibisch-amerikanische Schriftstellerin, Literaturprofessorin und Aktivistin Audre Lorde (1934-1992) vor.

Trotz der Kritik an individualisierten Gedenkformen – und zwar jenseits von Erinnerungen an Opfer des Faschismus sowie von Genoziden, die dazu dienen, Opfern überhaupt wieder Namen und damit ihre Individualität 'zurück' zu geben – zeigen sich mindestens zwei zentrale und miteinander zusammenhängende Gründe für solche individualisierten Formen von Gedenken, zu denen die vorliegende Broschüre anregt und für die sie konkrete Vorschläge unterbreitet: Erstens: Solange die

dominante Form des öffentlichen Erinnerns von Personennamen geprägt ist, bedarf es selbstverständlich auch der Namen von Lesben* und Diskussionen darüber, an welche erinnert werden soll und warum bzw. warum nicht. Und zweitens: Trotz der angeführten Probleme der mehrfachen Verengung durch individualisierte Geschichtsbetrachtung und Erinnerungskultur bleibt das Einschreiben der Namen von Personen in die Geschichte, die gesellschaftlich marginalisierten sozialen Gruppen angehörten bedeutsam. Deshalb ist gerade diese Broschüre für politische Arbeit so wichtig. Denn ein zentraler Aspekt zur Bedeutsamkeit individualisierter Form von Gedenken aus einer lesbisch-feministischen wie queer-feministischen Perspektive, lautet: Es gilt die Sichtbarkeit von Frauen* zu gewährleisten, präziser: diese herzustellen und zwar gerade auch die Sichtbarkeit von lesbischen Frauen in Geschichtspolitik und Erinnerungskultur. Frauen wurden aus dem Mainstream der Historiographie im Zuge der Dominanz der Personen- und Staatengeschichte systematisch herausgeschrieben.

Die Folgen versuchen historisch Forschende, zumeist Wissenschaftlerinnen* bis heute auszubügeln. In der Erinnerungskultur ist die Androzentrismus oder umgekehrt sind die Auslassungen besonders offenkundig. Für lesbische Frauen gilt die Ausblendung aus der Geschichtsschreibung im besonderen Maße, und sie wird ergänzt durch eigentümliche Beweispflichten, die bezüglich der Homosexualität von Protagonist*innen an Forschende herangetragen werden.

Ausdrückliche Verweise auf die existierende Historie der sozialen Gruppe „Lesben“ oder – in den Worten von Judith M. Bennett (2000) – *lesbian-like* lebenden Frauen und die Versuche, an diese im öffentlichen Raum zu erinnern, waren schon immer wichtig, um nicht die Enthistorisierung lesbischer Existenz fortzuschreiben. Ähnliches gilt für die Geschichte von Trans* bzw. Inter*. Dabei muss betont werden, dass eine hermetische Trennung in Lesben hier und Trans* oder Inter* dort weder aktuell noch historisch erkenntnisförderlich ist. Denn es gibt beispielsweise Trans*, die sich als lesbische Trans* oder Lesben, die sich als trans*-Lesben verstehen. Unklar ist dies beispielsweise bei der Frauensubkulturaktivistin* Lotte Hahm (1890-1967), die 1929 die Transvestitenvereinigung D'Eon mit gründete und sich zudem 1930 für einen Bund für ideale Frauenfreundschaft stark machte. In der Geschichtsschreibung für Deutschland stehen wir, was die Erforschung von Verwobenheiten komplexer Geschlechteridentifikationen und Sexualität bzw. Asexualität anbetrifft, noch ganz am Anfang.

Kommen wir zu weiteren Inhalten der Broschüre: Insgesamt habe ich 19 Personen porträtiert. Die von mir dabei zugrunde gelegten sieben Kriterien im Auswahlprozess waren:

1. bereits vorhandenes Wissen über die Person, also der Forschungsstand,
2. etwaiger Berlin-Bezug,
3. soziale Position der Person, also u.a. deren Ressourcen,
4. Position und persönliche Situation im Nationalsozialismus (Täterin*, Verfolgte oder beides),
5. konkretes politisches Handeln der Person:

gemeint sind homosexuellen-emanzipatorische und andere politische Aktivitäten und 6. deren politische Bedeutung. 7. Verschiedene Bewertungen wie eingegangene Kosten bzw. Risiken, außerdem Innovationskraft, Kreativitätspotential als auch der persönliche Mut der jeweiligen Person.

Seitens des Schwulen Museums gab es bei diesem Auftrag keine Vorgaben, es sollte vor dem Hintergrund problematischer Aspekte keine Vorauswahl erfolgen. Stattdessen sollten konkrete Vorschläge über die Form des Gedenkens und die bezirklichen Orte gemacht werden: In diesem Zusammenhang habe ich bei Erkenntnissen über besonders problematisches politisches Engagement dafür plädiert, keine Straßenbeschilderung als Erinnerungsform zu wählen, sondern eine Gedenktafel. Denn Tafeln lassen Platz für entsprechende Ausführungen über politische Zwiespältigkeit. Das heißt durch die Wahl der Erinnerungsformen gibt es durchaus Möglichkeiten, mit biografischer Janusköpfigkeit angemessen umzugehen.

Meine Auswahl der Personen und die Bearbeitung der Porträts erfolgte Anfang/Mitte des Jahres 2010, ist also fünf Jahre alt. Erfreulicherweise hat sich der Forschungsstand zur Geschichte lesbischer Frauen* seitdem erweitert, sodass ich heute teilweise andere Namen nennen würde. Aber dies nur am Rande.

In der verbleibenden Zeit möchte ich nicht die einzelnen Personen aus der Broschüre mit Stichworten aufzählen. Stattdessen werde ich am Beispiel von drei darin porträtierten Frauen* die Frage nach problematischen Aspekten in Biografien aufgreifen und zuvor die dazugehörigen Wissensbildungen aufzeigen. Zunächst will ich darauf hinweisen, dass die Auseinandersetzung mit politischer Janusköpfigkeit in historischen Biografien und zwar explizit von lesbisch lebenden Frauen in der Geschichte in der Lesbenforschung und queer-feministischen Wissenschaft eine lange Tradition aufweist und die Wurzeln der Diskussion freilegen. Die Problematisierung ist inzwischen 25 Jahre alt; aufgearbeitet ist sie noch nicht. Angestoßen und maßgeblich betrieben wurde die Auseinandersetzung von Ulrike Janz, Psychologin und Mitherausgeberin der 2004 eingestellten Publikation IHRSINN – eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift.

Die Debatte startete nicht, wie vielleicht manche hier annehmen, innerhalb universitären Forschung, sondern war in der Lesbenbewegung verortet und findet sich an den – selbstgeschaffenen – Schnittstellen von Wissensbildung und Bewegung: Stichworte Politische Bildungsarbeit in Frauen- und Lesbenprojekten sowie bundesweite Lesbenfrühlingstreffen (LFT), Berliner Lesbenwochen und außeruniversitäre Lesbenforschungssymposien.

1991 erschien in der Zeitschrift IHRSINN mit dem Schwerpunkt „Das verlorene Wir?“ der Text von Ulrike Janz mit dem Titel „(K)eine von uns? Vom schwierigen Umgang mit 'zwiespältigen Ahninnen'“. Bereits 1990 hatte sie auf der bundesweiten Berliner Lesbenwoche das Thema erstmals

aufgegriffen. Janz diskutiert Fragen von Historiografie und Geschichtspolitik auf einer erkenntnistheoretischen Ebene und erläutert dies an verschiedenen Beispielen, u.a. anhand der Biografien von Charlotte Wolff (1887-1986) und Käthe Schirmacher (1865-1930). 1994 legt sie in derselben Zeitschrift einen Beitrag nach, in dem sie sich u.a. mit lesbischen SS-Täterinnen beschäftigt.

Im Zentrum der Ausführungen von Ulrike Janz steht die Bedeutung einer umfassenden Geschichtsaneignung – also ohne Auslassung politisch heikler oder missliebiger Inhalte. Sie nennt dies in Anlehnung an den Schriftsteller und NS-Widerstandskämpfer Jean Améry und die Soziologin Lerke Gravenhorst die Aneignung von positivem und von negativem Eigentum in der Geschichte frauenliebender Frauen. Seit 1990 hat Janz zahlreiche Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen zum Thema initiiert und durchgeführt. In meinen eigenen Forschungsarbeiten zur historischen Biographik sowie in der Politischen Bildung, einschließlich dem Portal Lesbengeschichte.org habe ich mich stets auf ihre Überlegungen bezogen.

Meines Wissens gibt es in der bundesdeutschen Schwulenbewegung keine (ich betone) äquivalente Auseinandersetzung, die sich grundsätzlich mit problematischen Aspekten in Biographien von Schwulen beschäftigt hätte. Als zentrale Ausnahmen sind hervorzuheben: die personenbezogene und inzwischen vererbte Debatte zu Magnus Hirschfeld (1868-1935) speziell mit Blick auf seine „eugenisch“/„rassenhygienischen“ Positionen, wie sie sich insbesondere im Streit um ein Hirschfeld-Denkmal im Jahr 2000 zeigte, und in deren Kielwasser Andreas Seeck 2003 eine verdienstvolle Anthologie herausgab. Darin befindet sich auch der Artikel aus dem Spiegel, in dem Volkmar Sigusch bereits 1985 eine kritische Auseinandersetzung in der Hirschfeld-Renaissance anmahnte und sich „gegen jede Beschönigung“ positionierte.

Einen neuen Impuls, der jedoch meines Wissens noch nicht aufgegriffen worden ist, setzte ein Text von Manuela Bauer und Hannes Sulzenbacher zu den bisherigen Lebensbeschreibungen über den österreichischen Schriftsteller Erich Lifka (1924-2007). Die beiden fragen sich in ihrem Beitrag bezogen auf den Nationalsozialismus, ob die „schwule Geschichtsschreibung unwissenschaftlichen Heroisierungstendenzen“ nachgebe.

Soweit kurz zur unaufgearbeiteten Geschichte der Auseinandersetzungen mit zwiespältigen Aspekten in homosexuellen bzw. homosexuellen-emanzipatorischen Lebensläufen. Nun zu den angekündigten drei – auch in der Broschüre angeführten – Biografien: Es handelt sich um eine Würdigung von Leben und Werk von Johanna Elberskirchen (1864-1943), Theo(dora) Anna Sprüngli (1880-1853), besser bekannt unter ihrem Pseudonym „Anna Rüling“, sowie von Emma Trosse, später verheiratete Külz (1863-1949). Die drei Lebenswege habe ich selbst erforscht, gleichwohl unterschiedlich intensiv.

Elberskirchen, Sprüngli und Trosse sind nicht drei x-beliebige Frauen*, die für Homosexualitätsgeschichte bedeutsam waren. Vielmehr handelt es sich um die drei – und zwar weltweit – ersten bekannten Vorkämpferinnen für homosexuelle Emanzipation, die publizistisch agierten und von denen wir bislang überhaupt wissen.

Ob sich die drei Vorkämpferinnen kannten, ist unklar. Wahrscheinlich hätten sie nicht viel miteinander anfangen können – weder politisch, noch persönlich: Elberskirchen war eine Linke, sie war unerschrockene und provokative Publizistin, Trosse bedächtige und strategische Autorin, Sprüngli die ruhige, kunstliebende Kulturschaffende – die beiden Letztgenannten politisch konservativ. Bei aller Unterschiedlichkeit eint die drei zentral, dass sie einen frauenemanzipierten Weg gegangen sind, der ihnen überhaupt erst ermöglichte, auch homosexuellen-emanzipatorisch aktiv werden zu können.

Des Weiteren ist ihnen gemeinsam, politisch zwiespältig zu sein. Diese Zwiespältigkeit bezieht sich entweder auf die Werke zu Homosexualität und/oder auf andere Schriften der Autorinnen sowie auf deren politisches Engagement. Die Stichworte hierzu lauten: Klassismus/Kapitalismus, „Eugenik/„Rassenhygiene“, Nationalismus, Militarismus und Kolonialismus.

In Emma Trosses Werk gibt es Passagen, die sie während des Kaiserreichs als konservative, als Reaktionäre und Anti-Demokratin ausweisen. Von sozialer Gerechtigkeit sowie von politischer Freiheit und Gleichheit aller hielt sie wenig; die Kämpfe der Arbeiterbewegung gegen Ausbeutung fegte sie sätzwiese vom Tisch. -

An Johanna Elberskirchens sexualwissenschaftlichen und sexualreformerischen Texten zu Hetero- und zu Homosexualität zeigen sich deutlich die Bruchstellen und Widersprüche auch ihres emanzipatorischen politischen Lebens. Seit der Jahrhundertwende griff sie bis zur Weimarer Republik populäre „eugenische“/„rassenhygienische“ Argumente auf und trug selbst zu deren Weiterverbreitung bei. Das heißt, sie teilte die Idee, es sei notwendig 'hochwertige' Kinder hervorzubringen und das Erbgut zu verbessern. Dieses Ziel fokussierte sie insbesondere auf die vom Patriarchat zugerichteten Frauen bzw. Mädchen.

Im Zentrum ihrer Überlegungen, die stark sozialisationsorientiert sind, stand eine Art geistiges Erziehungsprogramm, das der Vervollkommnung dienen sollte und auf die Veränderung erworbener vererbter Eigenschaften zielte.

„Eugenik“ und „Rassenhygiene“ im engen Sinne antisemitischer oder rassistischer Inhalte vertrat Elberskirchen nicht. Dennoch sucht man eine klare Stellungnahme dazu bzw. dagegen in ihrem Werk vergeblich. Ein paar Jahre finden sich zudem nationalistisch und patriotisch gefärbte Auffassungen im Kontext sozialer Wohlfahrt – auch hier entschied Johanna Elberskirchen sich für eine typische Sichtweise in der deutschen Vorkriegszeit im Kaiserreich und nicht gegen sie.

Theo Anna Sprüngli, besser bekannt unter ihrem Pseudonym Anna Rüling, ging am weitesten, da sie sich auch aktiv politisch für ihre Ziele einsetzte: Sie war mindestens zwei Jahre in zwei ausgewiesenen rechten, nationalistischen, militaristischen und kolonialistischen Vereinigungen engagiert: im Reichsverband deutscher Hausfrauen und im Flottenbund Deutscher Frauen. Nachweislich seit Beginn des Jahres 1914 arbeitete Sprüngli im Vorstand der Düsseldorfer Ortsgruppe des Flottenbundes und war ein Jahr danach Schriftführerin. Der „Flottenbund deutscher Frauen“ war ein Zusammenschluss, der die Agitationsarbeit des „Deutschen Flottenvereins“ von weiblicher Seite unterstützen sollte. Mit der Flotte waren nationalistische, militaristische und nicht zuletzt kolonialistische Ziele verbunden.

Die Frauen des Bundes vertraten eine „expansive [imperiale] Außenpolitik“, wofür der Bau eines Kriegsschiffes Voraussetzung war, um weitere Kolonialansprüche geltend zu machen und für eine weltpolitische Machtentfaltung des Deutschen Reiches zu streiten. Dabei war Theo Anna Sprüngli nicht einfach eine unter vielen im „Flottenbund deutscher Frauen“ Organisierten. 1915 erhielt sie – so einer meiner neu recherchierten Fakten – mit der „schwarz-weiß-rote[n] Nadel“ die dritt-höchste Auszeichnung für „besondere Verdienste um den Bunde“. Außerdem wurde sie im Herbst desselben Jahres auf Landesebene in die drei-köpfige „Kommission für Zeitungsangelegenheiten“ des Flottenbundes berufen und ist demnach für das öffentliche Bild des Bundes mit verantwortlich. Im Jahr 2008 habe ich mich vor diesem Hintergrund in einem Zeitungsinterview mit dem Delmenhorster Kreisblatt explizit gegen die Benennung eines Straßennamens nach Sprüngli ausgesprochen.

Soweit zu den drei Vorkämpferinnen* und deren politisch heiklen Seiten.

Insbesondere bezogen auf die Problemfelder „Eugenik“/„Rassenhygiene“ wird sehr oft argumentiert, man müsse gerade diese Überlegungen der Protagonist*innen gleichsam ‚versöhnlich‘ vor dem Hintergrund der damaligen zeitgeistigen Strömungen verstehen. Hinter solchen Zeitgeist-Verweisen steckt oft der Versuch einer Einhegung gesellschaftlicher Konflikte; hier wird Normalität konstruiert.

Weitergehend kann der Zeitgeist-Bezug auch der Legitimierung eigentlich kritikabler Verhältnisse dienen. Der Verweis auf einen allumfassenden „eugenischen“/„rassenhygienischen“ Mainstream, der auch für andere Macht- und Herrschaftsformen geltend gemacht wird, vereinfacht jedenfalls gesellschaftliche Verhältnisse. Denn mit diesem werden auch damals durchaus existierende andere Positionen ausgeblendet. Emanzipatorische Gegenreden, Versuche der Bildung von Gegenhegemonie, Protest und Widerstand – auch noch so schwachen – sichtbar zu machen, verweist dagegen auf die Risse in den vermeintlich glatten Mauern politischer Kultur. Gerade diese anderen Positionen zeigen auf, dass die dem jeweiligen Zeitgeist folgenden Argumentationen zwar

verbreitet und typisch, aber damit eben auch damals noch lange nicht zwingend gewesen sind. Die Herangehensweise, „Eugenik“/„Rassenhygiene“ – als ein Beispiel – (vermeintlich) aus der Zeit heraus verstehen zu wollen, weist also eine deutliche Schwäche auf: Auch eine Haltung im Sinne eines Zeitgeistes – bei aller strukturellen Macht dieser Hegemonie – war eine Frage persönlicher Überlegungen, von Entscheidungen und damit auch von politischer Verantwortung.

Vor dem Hintergrund politisch-biografischer Zwiespältigkeiten – nicht nur der genannten drei Vorkämpferinnen – halte ich mit Ulrike Janz ein Verständnis von Geschichtsaufarbeitung und Geschichtspolitik sowie von Erinnerungskultur für wichtig, das Privilegien nicht ausblendet bzw. die durch die Personen gestützten Macht- und Herrschaftsverhältnisse über fraglos mutige und bedeutsame homosexuelle Emanzipation, demokratisches Engagement oder feurigen Feminismus gleichsam nicht vergisst. Es gilt sich beides: das positive Eigentum und auch negative Eigentum anzueignen. Janz macht sich stark für die Anerkennung und Überlieferung, dass Unterdrückte/Widerstehende gleichzeitig Unterdrückerinnen sein können; weiters geht es darum, zu fragen, wie das eine mit dem anderen zusammenhängt, wie beides sich gegenseitig bedingt. Hier kommen also intersektionale Fragestellungen ins Spiel.

Das Verstehen der Geschichte ist auch wichtig für das Verstehen heutiger politischer Widersprüche, für historisches Lernen, politische Positionierung *und* Veränderung.

Die Frage, ob mit janusköpfigen Biografien eine spezifische Form des Gedenkens notwendig ist – zu nennen wäre etwa eine Gedenktafel mit Platz für problematische Aspekte –, lässt sich teilweise leicht entscheiden. Aber ob weitergehend daraus ein Ausschluss von öffentlichem Gedenken verbunden sein sollte, auch diese Frage ist zutiefst politisch – aber sie ist nur manchmal einfach zu beantworten.

Wir müssen uns grundsätzlich fragen, *wie* wir erinnern wollen und auch im Wortsinne, *was* wir erinnern wollen. Ich schließe mich hier Volkmar Sigusch an, der 2008 in seiner „Geschichte der Sexualwissenschaft“ schrieb: „[N]ichts verschweigen, nichts beschönigen“. Bislang gibt es meines Wissens keine breite wissenschaftliche oder politische Debatte darüber, wie mit zwiespältigen Biografien erinnerungskulturell konkret umgegangen werden soll – zumindest nicht zu LGBTIQ – wir sollten eine solche Diskussion beginnen.

Christiane Leidinger (Berlin 4/2015)

Literatur von Ulrike Janz:

Janz, Ulrike (1994): Reflexionen zum „negativen lesbischen Eigentum“.
In: IHRSINN. eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift 10/1994, S. 70-79.
Online: http://lesbengeschichte.de/ns_essays_d.html.

Janz, Ulrike (1991): (K)eine von uns? Vom schwierigen Umgang mit ‚zwiespältigen Ahninnen‘.
In: IHRSINN. eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift 3/1991, S. 24-39.
Online: http://lesbengeschichte.de/ns_essays_d.html.

Literatur zu den oben porträtierten Personen: Elberskirchen, Sprüngli/Rüling und Trosse:

Leidinger, Christiane (2013): Transgressionen – Streifzüge durch Leben und Werk von Emma Trosse (1863-1949). Erste Denkerin des *Dritten Geschlechts* der Homosexuellen und Sinnlichkeitslosen.
In: Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten, 14. Jahrgang 2012. Hamburg: Männerschwarm 2013, S. 9-38.

Leidinger, Christiane (2008): Keine Tochter aus gutem Hause – Johanna Elberskirchen (1864-1943). Konstanz: UVK (Universitätsverlag Konstanz) 2008.
(Hinweis: Auseinandersetzung mit „Rassenhygiene“/„Eugenik“ S. 13f.; 182-206).

Leidinger, Christiane (2004): „Anna Rüling“: A Problematic Foremother of Lesbian Herstory.
In: Journal of the History of Sexuality 4/2004, University of Texas Press, S. 477-499.